

Der neugierige Loisl.

Ein Bild aus den bayerischen Bergen. Von Arthur Schleiner.

Der jüngste Bub des Bergwirths, Loisl, war schulpflichtig geworden und mußte zu seinem großen Jammer die Bekanntheit mit Lehrer, Schullehrer und den übrigen ABC-Schützen machen. Die Freiheit, das Herumstreichen in Wald und Feld hatte ein Ende. Vom ersten Schulbesuch in's Elternhaus zurückgekehrt, suchte Loisl den in der Gaststube bei zehenden Bauern sitzenden Vater auf und fragte ihn vor allen Leuten: „Vater, sag, wie lang muß ich denn noch in die Schul gehen?“ Die Bauern lachten unbeding, der geärgerte Wirth verabreichte dem Dreifährchen eine Tachtel und jagte Loisl zur Stube hinaus.

Ob dieser gewaltthätigen Behandlung eingeschüchtert, wagte Loisl fürder nicht mehr, Fragen an den Vater zu richten. Die schulpflichtigen Stunden benötigte der Kleine, da ihm das „Herumstreichen“ unter Prügeldrohung verboten war, zu Inspektion in allerlei Kammern, im Speicher, und dabei sah der aufgeregte Gebirgsbub mancherlei, was sein Interesse erregte, ihn sehr neugierig machte und zu Fragen veranlaßte, die er nun an die Mutter richtete. Viel Glück hatte er dabei allerdings nicht, die vielbeschäftigte Wirthin hatte keine Zeit und wohl auch keine Lust, auf die „dummen Fragen“ des Loisl zu antworten.

Eines Tages waltete der Raminfeger im Gehößt seines ruhigen Amtes. In respektvoller Entfernung sah Loisl dem „Schwarzgen“ bei der Arbeit zu, schau und sehr aufmerksam. Und trauere Gedanken fliegen dem Bublein auf, die sich, als der „Schwarzgen“ das Elternhaus verlassen hatte, zu der an die Mutter gerichteten Frage verdichteten: „Mutter, sag, hat der Raminfeger eine schwarze Mutter?“ Die Antwort lautete niederschmetternd: „Laß mir meine Ruh', Du bliddummer Bub!“

Mit seinen Fragen wuchs sich Loisl zum Schreden aller Bewohner des Hauses aus; die Leute ignorirten den ABC-Schützen und schnauzten den lästigen Fragesteller kurzweg ab. Das Neiden und Fragen konnten sie dem Bublein verdienen, nicht aber das Beobachten und Schauen. Und der Knirps sah viel und beobachtete sehr gut.

Eines Tages lief Loisl dem Vater zufällig in die Hände, als der Bub eben aus der Pferdestallung herauskam. Der Wirth war just guter Laune und hatte nichts zu thun; er widmete dem Knirps freundliche Worte, welche die Kruste um das Kinderherz rasch zum schmelzen brachten. Bubi thaute auf, plapperte vergnügt und fragte den Vater unermüdet: „Vater, sag, ist ein Rostnecht auch Vater?“

Der Wirth guckte den Kleinen groß an, schweig und ging weg. Des Bubleins Frage veranlaßte den Vater, dem Pferdenecht scharf, doch unauffällig auf die Finger zu sehen; es währte nicht lange, da war der Haderdiebstahl erwiesen, der ungetreue Anecht wurde davongejagt. Von nun an achtete der Hausvater genau auf Bubis Fragen und Neugierungen, ohne jedoch den Loisl hierzu irgendwie anzuerkennen.

Eitliche Wochen vergingen, da sprudelte der Bub die Frage hervor: „Vater, sag, machen die Kühe selber die Butter.“ Darauf wußte der Wirth keine Antwort, er vermochte sich nicht zu erklären, was Loisl meinte oder sagen wollte. Der Vater wie auch die Mutter fragten den Kleinen hin und her, aber Loisl konnte keine Auskunft geben. Darob wurde der Knirps geschocken, ein „bliddummer“ Bub genannt und nicht mehr beachtet.

Die Herbstweide war beendet, das Vieh blieb im Stalle in häuslicher Pflege. Für die schöne Kuh, „Schedin“ genannt, interessirte sich Loisl in besonderem Maße; so oft er konnte, kam der Bub in den Kuhstall, um der „Schedin“ ein Stückchen Brot nützlich zu bringen. Doch der Sanna waren diese Besuche nicht angenehm, der Knirps wurde „ausgeschafft“.

Nun verlegte sich Loisl auf heimliche Besuche, auf das „Ausspeln“ der Gelegenheiten, wenn die Viehdien nicht anwesend war, oder der Bub schlief geräuschlos in den Stall und ließ sein Auglein „spazieren laufen“. Mit Erfolg, denn eines Tages überraschte Bubi die Mutter mit der Nachricht, daß die „Schedin“ nicht mehr allein fressen könne.

Neben dem roten Hahn auf dem Dach fürchten Detonomen nichts mehr als die Viehwohl im Stall. Die Mittheilung Loisl's in Betreff des Mangels an Freßlust der „Schedin“ veranlaßte Mutter und Vater zu weiteren Fragen. Bubi plapperte, daß die Viehdien Sanna und der neue Rostnecht Girgal der „Schedin“ beimFressen — helfen müssen.

Auf Michaeli wurde dem Väterden wegen „Spusti“ und „Butterbeseitigung“ der Dienst gefündigt, die „Schedin“ konnte wieder „selbstständig“ fressen, ohne Assistenz. Zum „Strohdummen“ Buden wurde Loisl abermals erniedrigt, als er eines Tages, da er das in Papier eingewickelte Fleisch — der Wirth war zugleich Metzger — von der väterlichen Fleischbank zum Lehrer zu tra-

gen hatte, den Vater fragte: „Warum ist der Lehrer Fleisch, wenn die Schulbuben bloß blinde Knödel zu essen bekommen?“

In die Bergwelt zog der Frühling ein, Loisl freute sich mächtig auf die kommenden — Schulfreien und damit auf die Freiheit für einige Zeit. Bevor dieses Jubelleben aber begann, klagte Loisl, der am Abend die schriftliche Schulaufgabe in der Buchstube am Ofentisch auf die Schiefertafel geschrieben und dabei mancherlei beobachtet hatte, über Schmerzen, doch sagte der Bub nicht, was und wo es ihm weh thue. Die Mutter nahm das Bublein sofort mit in die Schlafstube hinauf, wo Loisl untersucht und mit süßem Kamillenbier beglückt wurde. Der Vater kam dazu und forschte. Jaghaft stotterte Loisl: „Mir fehlt das gleiche wie dem Kramer Seppel Liti schön, Vater, verlaub, daß mir die Kellnerin das gleiche Trankel geben darf, das sie dem Kramer Seppel giebt!“

Natürlich interessirte sich der Wirth nun für dieses „Trankel“, und nach mehrtägigen Beobachtungen war zu konstatiren, daß die Kellnerin ihrem Freunde, dem Kramer Seppel, zur „Blutaufrischung“ auf Wirthstößen Tyroler Rothwein verabreichte. Natürlich wurde diesem Unfug rasch ein Ende gemacht. Vor Abgang aus dem Dienst erwischte die erzürnte Kellnerin den „Verträter“ Loisl und seinen Fleischkopf. Bubi mußte einige Haare lassen, schrie aber rechtzeitig, so daß er rasch befreit werden konnte.

Welche Fragen der neugierige Loisl sonst noch gestellt hat, ist nicht mehr bekannt geworden. Zeit dient er beim Militär, allwo er wahrscheinlich nichts mehr fragen wird.

Die gewonnene Wette.

Von einer sehr niedlichen Wittgeschicht erzählt man sich in den Offizierkreisen Berlins. Einer der deutschen Kaiserföhne traf unlängst auf den Potsdamer Militärattachéstandes einen jungen Leutnant, der auf Ringseide schoß und sofort nach dem Abziehen den gethanen Schuß mit „Neun rechts“, „Zehn unten“ noch vor dem Anzeigen zutreffend anfragte. Der Prinz sprach seine Verwunderung über solch ein gutes Augenmaß aus, nannte es aber Zufall und bot dem Offizier eine Wette an, er könne nicht vorher das Resultat von fünf Schüssen hintereinander richtig angeben. Schmunzelnd erklärte sich der Schütze damit einverstanden, und man einigte sich auf zwei Flaschen Sekt als Gegenstand der Wette. Fünf Patronen wurden ausgezählt und der Leutnant begann: „Erster Schuß: Vorbei.“ Der Gefreite am Ziel schwante den Anzeigefleisch zum Zeichen des Fehlers hin und her. Zweiter Schuß: „Auch vorbei“ erklärte richtig der junge Offizier. „Ja, aber was machen Sie denn? Ich glaube Sie schossen auf die Scheibe“, fragte der erstaunte Prinz. „Gewiß, ich schiesse, aber so, um meinen Sekt zu gewinnen“, lautete der trodene Bescheid. Da eine weitere „Treffer“-Probe nicht verlangt wurde, so trug der Bon für zwei Flaschen Schaumwein, die Abends im Kasino eines Garderegiments kalt gestellt wurden, den Namenszug des prinziplichen Verlierers.

Praktischer Wink.

Der verstorbene Bankier Jsidor Wormser von New York legte die Grundfrage zu seinem Geschäftserfolg als Kleinhändler in San Francisco. Ein alter San Franciscoer erzählte von ihm kürzlich: „Herr Wormser war ein scharfsichtiger Mann. Jüngster einer Sache, die ihm zur Begutachtung vorgelegt wurde, wußte er diese oder jene praktische Seite abzugewinnen. Beispielsweise hörte ich einmal, wie ein glühender Anhänger der Palmistkunst ihm die Geheimnisse der letzteren auseinandersetzte, darauf bestehend, daß die Linien der Handfläche ebenso zuverlässig seien wie die Worte der Bibel. Seine Hand öffnend, sagte er: „Sehen Sie mal, das hier ist die Lebenslinie. Mit absoluter Sicherheit zeigt sie die Lebensdauer eines Menschen an.“ „Dann“, meinte Wormser, „ist es mit unbegreiflich, daß die Lebensversicherungsgesellschaften diese Kunst nicht schon längst in ihren Dienst gestellt haben.“

Der schöne Hahn.

Auf einer Geflügelausstellung in der jütlandschen Stadt Randers erhielt ein Aussteller für einen besonders schön gezeichneten Hahn einer seltenen Rasse eine erste Prämie zuerkannt. Die Farbenschönheit des edlen Thieres war geradezu phänomenal und fand den einstimmigen Beifall aller Kenner und man gönnte dem glücklichen Aussteller die Prämie aufrichtig. Bald aber verlor sich der Glanz der Farbe und die Zeichnung des Thieres erlitt merkwürdige Veränderungen, die nicht zu Gunsten der angenommenen Rasse sprachen — bei näherer Untersuchung stellte sich nämlich heraus, daß der Besitzer des Hahnes das Federkleid des Thieres stellenweise recht nachdrücklich mit Farbe behandelt hatte! Groß war die Entrüstung der genasführten Preisrichter und graufam ihre Rache: Mann und Hahn wurden von der Ausstellung ausgeschlossen.

Eine „Luftreise“ in Deutschland vor 120 Jahren.

„Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugnis geben, welche Weltbewegung daraus entspringt, welcher Antheil die Luftschiffer begleitete, welche Sehnsucht so viel tausend Gemüthern hervorbrang, an solchen längst vorausgesetzten, vorausgelegten, immer geglaubten und nimmer ungläublichen, gefährvollen Wanderungen theilzunehmen; wie frisch und umständlich jeder einzelne Versuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlass gab; welchen jarten Antheil man an den unglücklichen Opfern solcher Versuche genommen. Dies ist unmöglich selbst in der Erinnerung wiederherzustellen...“

Als der alte Goethe rückblickend diese Worte schrieb, war die Zeit über die ersten Versuche der Luftschiffer bereits zur Tagesordnung übergegangen; die kühnen Pioniere, Charles, die Brüder Montgolfier, Pilatre de Roziers und Blanchard waren verfallen, und die Menschheit hatte sich von neuem damit abgefunden, an den Erdboden festgebannt ihr Leben fortzuführen. 125 Jahre später schafft die Technik eine Wiederholung der öffentlichen Erregung; in Berlin und in Paris durchqueren lenkbare Luftschiffe die Atmosphäre, aber diesmal finden die Winde die kühnen Eindringlinge in ihr Reich besser gerüstet. In diesem Augenblicke, wo die Allgemeinheit mit wachsender Erregung die neuen Siege im Kampf um die endgültige Eroberung der Lüfte verfolgt, ist ein Schilderung eines Aufstieges aus der ersten Jugendzeit der Aeronautik nicht ohne Reiz.

Aus Regensburg ist uns eine fesselnde Broschüre vom Jahre 1787 erhalten, der Gustav Freytag ein besonders anziehendes Kapitel in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit widmete, die „Ausführliche Beschreibung der 28. Luftreise, welche Herr Blanchard den 12. November 1787 zu Nürnberg unternahm und glücklich vollzog. Mit vier Kupfertafeln begleitet.“ Die interessante kleine Schrift gibt ein ansehnliches Bild von der Begeisterung, mit der der berühmte französische Luftschiffer in Deutschland begrüßt wurde und von den großen festlichen Veranstaltungen, mit dem der Rath von Nürnberg den Aufstiegs vorbereitete. Von allen Seiten strömten die Fremden herbei, Illuminationen, Pöppelfestlichkeiten durch die festlichen Nächte und der Rath sorgte eifrig, daß es den Gästen an Unterhaltung und Vergnügen nicht mangelte. „Endlich kam der 12. November heran; es war ein festlicher Tag. Schon ein paar Tage vorher wurde beschlossene, keine Rathsfestung zu halten, welches sich niemand zu erinnern weiß. Die meisten Gewölbe und Läden wurden nur früh oder gar nicht eröffnet. Bei den drei Kirchen zu St. Lorenz, Sebald und Egidien wurden starke Wachen postirt, die beständig mit Patrouillen abwechselten, und drei Thore wurden ganz geschlossen. Schon um Thoraufrüch begab sich eine Menge Menschen auf den Ort des Schauspieles, auf welchem in gewisser Entfernung viele Hüthen und Zelte errichtet wurden, worin alle Sorten von Getränken und Speisen zu haben waren; in einigen derselben befanden sich auch Musikanten, und alles schien eine große Feiersfeier anzukündigen. Als gegen neun Uhr durch drei Böller das Zeichen zum Füllen des Ballons gegeben wurde, befanden sich schon viel tausend Menschen auf dem Zudenbühl, und nun kamen durch den Heroldsberger Schanz-Posten und durch jenen beim Schmaus-Garten ein solcher Strom von Fußgänger, reitenden und fahrenden Personen auf den Platz zu, daß derselbe bis zum letzten Signal ein unabsehbares Feld von Menschen vorstellte.“ Die Witterung war „erwünscht“, und zwar in demselben Sinne, wie heute für die lenkbaren Luftschiffe, die Luft bewegte sich kaum zum Bemerkten südwestlich. Ausführlich wird geschildert, wie Herr Blanchard geschäftig schon von 1 Uhr Morgens an beimfüllen des Ballons thätig war, und mit einer solchen Munterkeit umherlief, als ob er bei der vergnüglichen Gesellschaft im Tanz begriffen wäre. Und dann „stieg er mit aller Gegenwart des Geistes, welche ihn nie zu verlassen scheint, getroffen nach höheren Regionen auf. Man sagt, er habe, wie er vor jeder Aufsahrt zu thun pflegte, den Tag vorher kommuniziert.“ Es war etwa halb zwölf Uhr, als zum Zeichen der Aufsahrt vier Hölzerstücke gegeben wurden und Trompeten- und Pautenschall erkante. „Majestätisch und fanfarenhaft war des Aeronauten Emporschieben über den Verschlag heraus; er winkte, das an seine Gondel befestigte Seil loszulassen, und erlitt dabei nicht die geringste Erschütterung. Mit bangem Auszuden und freiem Staunen über dieses herrliche Schauspiel, war eine solche festerliche Stille verbunden, als ob kein lebendiges Geschöpf auf dem großen Plage sich befunden hätte. So wie bei der schönsten Witterung der Rauch als eine Säule emporsteigt, so gerade stieg auch die von des Tages Gelle erleuchtete und durchsichtig scheinende Kugel mit dem nach sich ziehenden Luftschiffer auf. Von der Höhe eines Thurmes warf er Papiere auf die Zuschauer herab...“ Laut tönendes Vivatrufen und Händeklatschen scholl dem entschwindenden Luftschiffer nach,

als er mit zwei Fahnen die ihm nachsehenden und die Stadt salutierte. Etwa eine halbe Stunde vom Ort der Aufsahrt hatte er die größte Höhe erreicht und stand etwa 4800 Fuß über der Meeresfläche. „Von dieser gemaltigen Höhe ließ der müthige Luftsegler den Fallschirm mit dem Hündchen herab, welcher so langsam niederfiel, daß darüber fünf Minuten verfloßen, bis das aeronautische Thierchen bei Thon an der Erlanger Straße auf einem Samenfeld moßhalten zur Erde kam.“ Nach etwa dreiviertel Stunden sah man den Ballon ziemlich schnell beim Bodorfer Wäldchen herabsinken. Herbeilebende Bauern ergriffen das herabhängende Seil, da sie aber „nicht französisch verstanden, so gab es eine arge Scene: Er rief ihnen immer zu: en bas, en bas, sie sollten niederziehen, um die Gondel zur Erde zu bringen; die Bauern hingegen meinten, sie sollten das Seil auslassen, und waren just auf dem Punkte, solches zu thun, als ihnen die anderen dazu kommenden Leute bedeuteten, sie mühten niederziehen und die Gondel mit den Händen ergreifen, sonst flöge das Ding wieder in die Höhe. In der That erkauten sie über die Mäßen, daß sie anstatt zu tragen, wie sie glaubten, unter sich drücken mußten.“ Von der jubelnden Menge umringt, lehnte Blanchard zurück; er wurde „liegend in seiner Gondel mit dem über ihn schwebenden und noch nicht entkräfteten Ballon, welcher jetzt, da etwa der vierte Theil Luft herausgelassen war, die Gestalt einer Birne hatte, nach der Stadt gezogen.“ Man spannte seinem Wagen die Pferde aus und „zog nach englischer Sitte den kühnen Aeronauten im Triumph durch die ganze Länge der Stadt bis zum rothen Hof. Im Schauspielhause aber wurde an diesem Tage ein „auf die Fener der Blanchardischen Luftreise verfertigtes Ballet, betitelt: „Das Zeit der Winde“ gegeben, wobei das Opernhaus gedrängt voll war. Nach dem Schauspiel ging zur Tafel und Mascarade wieder ins rothe Hof, welche sich früh den 13., endigte...“

„Das Alte stürzt...“

Eines der sieben Wunder Jenas, die Gamsdorfer Brücke, wird in absehbarer Zeit ein Opfer der Verkehrs-entwicklung werden. Es ist beschlossene Sache, daß dieses ehrwürdige, gut 500 Jahre alte Bauwerk fallen und durch ein neues, dem Verkehr besser dienendes ersetzt werden soll. Lange scheiterten die Reformpläne an der leidigen Thatfache, daß die Brücke zur Hälfte zu Jena, zur anderen Hälfte zur Gemeinde Wenigenjena oder viellecht überhaupt nur dem Staate gehört, und „da keiner wollte leiden, daß der andere für ihn zahl“, zahlte keiner von den beiden.“ Nun aber übernimmt der Staat die Sache, die Pläne sind fertig. An eine Erweiterung des festen Kolosses, der in fünf Jahrhunderten dem schwersten Anprall von Wassernoß und Eisgang getrotzt hat, wird nicht gedacht; fallen sollen seine Quadern, die von den Burgen des Hausbergs stammen. Im Jahre 1377 hat nach sicheren Quellen hier schon eine hölzerne Brücke gestanden, die zu Anfang des 15. Jahrhunderts der jetzt noch bestehenden steinernen gewichen ist; denn vom Jahre 1416 wird berichtet, daß eine Klause auf der neuen steinernen Brücke errichtet worden ist, in welcher ein Mann um Almosen für die Brücke bitten sollte. Mehrere Inschriften auf der Brücke erinnern an merkwürdige Ereignisse, die sie erlebte: an schwedische Kriegsgewalt und Neuaufbau des zerstörten Theils, an den Sprung eines Reiters mit seinem Pferde im Jahre 1717 von der Brücke in die Saale hinab und an einen Unglücksfall. Der Chronist theilt auch mit, daß unter der Brücke früher Goldwäscherei getrieben wurde, und eine Sage erzählt, daß der Bau der Brücke gerade 3 Pfennig mehr gekostet habe als der Bau des Thurns der Jenaer Stadtkirche. Ein interessantes Stück Alt-Jena muß so wieder einmal den Anforderungen der Neuzeit weichen.

Eine gute Einrichtung.

Im Century Magazine erzählt Emmet Mansfield Adair von der Lezejerrichtung in tubanischen Cigarrenfabriken. Im Jahre 1878 hat schon ein spanischer Cigarrenhändler den Gedanken, in den langen Arbeitsstunden der Fabrikarbeiter vorzulesen, in die That umgesetzt, und heute streuen sich fast jede große Fabrik Habannas und einige der kleineren Strafzarbeitshäuser dieser erzieherisch wirkenden Unterhaltung. Der wichtigste Moment dabei ist viellecht, daß die Arbeiter den Vorleser selbst bezahlen, durch dieses persönliche Opfer also beweisen sie, daß ihnen in diesen Stunden etwas dargebracht wird, das sie nicht missen möchten. Sie wählen aus ihrer Mitte einen Präsidenten, einen Sekretär und einen Zahlmeister. Letzterer erhält von jedem Cigarrendreher 15 Cents in der Woche. Von diesem Gelde werden Bücher, Zeitungen und der Vorleser bezahlt, der zwischen \$7.50 und \$15 die Woche erhält. Die Aufgabe des Präsidenten ist es, täglich aus den Zeitungen den Lesestoff auszuwählen. Ueber das Lesen einer Geschichte, die ungefähr drei Wochen dauert, entscheidet das Loos. Das Vult des Vorlesers steigt erhöht in der



„Auf Ihrem Bilde haben ja alle Personen die Hände in den Taschen stecken.“ „Ja, wissen Sie, das Händeziehen“, das ist meine schwache Seite!“

Monsieur Misere.

So lautet der Spitzname des französischen Kochs, der im Hause Bülow waltet. Den Namen hat ihm der Kaiser gegeben, und das kam so: „Wir waren“, erzählte der Fürst nach einer Plauderei des Figaro, „in Italien, und der Koch war schon viele Jahre in unseren Diensten. Da kam eines Tages die Nachricht, daß ich zur Leitung des Auswärtigen Amtes nach Berlin berufen sei. Ich ließ mich den braven Mann kommen und sagte ihm, daß wir wir Kom verlassen und nach Berlin übersiedeln mühten, und daß unser neues Heim im ganzen und die Küche im besonderen kleiner sein würden, als die des Palazzo Caffarelli; hierauf fragte ich ihn, ob er mit uns gehen wolle. Er hat um eine halbsündige Bedenkzeit. Dann kam er und sagte mit ruhender Einfalt: „Ich habe reiflich überlegt und bin entschlossen, mit Ihnen zu ziehen. Wenn man eine so gute Herrschaft hat, wäre es unrecht, sie zu verlassen, wenn sie ins Elend geräth. (Quand ils tombent dans la misere.)“ Als ich dem Kaiser diese Geschichte erzählte, lachte er aus vollem Halbe; seitdem nennt er meinen Koch „Monsieur Misere“. Vor zwei Jahren hat ihm der Kaiser übrigens eine goldene Uhr mit einer sehr schönen Kette geschenkt.“

Bienenkeiß.

Ein deutscher Naturforscher, welcher der Arbeitsleistung der Bienen eine eingehende Untersuchung gewidmet hat, gefunden, daß die emsigen Thierchen nicht weniger als 7 1/2 Millionen einzelne Kleeblumen auszusaugen haben, um 1 kg Zucker aufzuspeichern; zur Gewinnung von 1 kg Honig, der ungefähr 75 Proz. Zucker enthält, sind demnach etwa eine Million fünfzehntausend Blumen erforderlich.

Der künftige Schwiegersohn.

Er: Was stöhnst Du denn so erbärmlich? Sie erwachend: „Eben hatte ich einen einseitigen Traum: Meine Mama besuchte uns.“ Er: „Das ist ja aber schrecklich.“ Sie: „Ich bin ja noch nicht zu Ende.“ Er: „Kommt es denn noch schlimmer?“

Die Hauptfrage.

Schlächtermeister (der einen Gefellen zum Wursmachen sucht): „Auf Zeugnisse gebe ich nichts; aber treu muß sie sein.“ erlich und... der schwiegen!

Ungerecht!

Mutter: „Warum kommst du so spät aus der Schule?“ „Ich habe nachsitzen müssen, weil ich auf der Karte von Europa Moskau nicht finden konnte.“ „Das ist kein Wunder, daß du Moskau nicht finden konntest! Es wurde 1812 verbrannt. Es ist ein Skandal, ein Kind so zu behandeln.“

Da's neue Rathhaus in Leipzig.

Berliner: „Der ist also Euer neues Rathhaus? Na, wissen Sie, für Leipzig ja ganz passabel — aber eigentlich imponiren kann uns bloß der Thurm!“ Leipziger: „Nicht wahr, mei Guteser? Der sieht wirklich aus, als hätte mer'n extra aus Berlin beschrie'm, so did thut er und so uffgeblasen sieht er aus!“

Er weiß sich zu helfen.

Bedenklich. Dame: „Wie kommt es nur, daß ein so kräftiger Mensch wie Sie keine Arbeit findet?“ Bettler: „Die Leute wollen sich immer bei meinem letzten Chef erkundigen — und der ist schon seit fast zwanzig Jahren todt!“

Boshaft.

Frau (schellend): „Ich weiß nicht, was ich von deinem Benehmen denken soll? Mir fehlen die Worte!“ Gatte: „Schlafen! Bringe schnell dein Wörterbuch her, der Mutter fehlen ein paar Worte!“

Verächtlicher Fied.

Einjähriger (auf Vorposten, zum Feldwebel): „Ich bemerkte da drüben so einen verächtlichen Fied in der Landschaft!“ Feldwebel (nachdem er durch's Glas gesehen): „Freilich ein sehr verächtlicher Fied — der Herr Oberst kommt!“

Trost im Leid.

Hausfrau: „Aber, Minna, wie konnten Sie nur den Kalbsbraten so verbrennen lassen?“ Köchin: „Trösteln Sie sich, gnädige Frau, er wäre so wie so nicht zu genießen gewesen, ich hatte ihn nämlich schon total verbraten!“

Die Anzeige.

Ein wohlbekannter Bürger war fälschlich todtgeeragt worden, und in der Zeitung war eine entsprechende Anzeige erschienen. „So“, sagte ein Fremder, „da haben sie also eine Todesanzeige abgedruckt von einem Manne, der gar nicht todt ist? Na, der mag jetzt in einer netten Lage sein, wenn er zu denen gehört die alles glauben was in der Zeitung steht.“

Mißverstanden.

„Sehen Sie sich nicht nach einem eigenen Herd, Herr Gieglhuber?“ „Ne, meine Güte, ich lode auf Spiritus!“

Renommage.

Geschäftsfreisender: „Sie werden von der Größe und dem Alter meines Hauses ungefähr eine Ahnung bekommen, wenn ich Ihnen sage, daß unser jüngster Lehrling fünfundsachtzig Jahre alt ist!“

Ueide Wirkung.

„Nun, haben Sie es schon mal mit der Elektrizität bei Ihrer leidenden Frau versucht, Herr Goldstein?“ „Nein, Herr Sanitätsrath! Mit Benzol geht es eben so gut!“ „Wie?“ „Ich habe ihr ein Automobil gekauft.“

Aus der Schule.

Der Lehrer will den Kleinen das Verhältnis des Hirten zur Heerde recht klar machen und fragt: „Wenn Ihr nun alle die kleinen Schäfchen wäret — was wäret ich dann wohl?“ „Das große Schaf!“

In der Verlegenheit.

Hausfrau: „Was muß ich sehen, Lina, Sie haben einen Mann in der Küche?“ Köchin: „Gnädige Frau, das ist kein Mann, das ist mein Kousin!“

Poste und Prosa.

Fräulein Altheim: „Ach, Herr Wirth, die Aussicht, welche man von Ihrem Hotel aus genießt, ist wirklich nicht mit Geld zu bezahlen. Fast greifbar liegen die Alpen vor meinem Zimmerfenster, und täglich bin ich in Gedanken hinübergeflogen in die herrliche Alpenwelt und habe geschwärmt und geschwätzt.“ Wirth (zum Oberkellner): „Jean, schreiben Sie dem Fräulein noch zehn Francs auf die Rechnung, wegen täglicher Benützung der Gebirgsflugbahn!“